

# SIMON BECKETT

DEER  
HOF

THRILLER

 rowohlt  
e-BOOK

Dachboden also. Eine Art Scheune, so wie's aussieht. Ein langer Raum mit nackten Dielenbrettern und Giebeln an beiden Enden. Mein Bett befindet sich unter einem der Giebel. Sperrmüll und Möbel, die zum größten Teil kaputt sind, stapeln sich an beiden Seiten vor den nackten Steinwänden. Ein muffiger Geruch liegt in der Luft, nach Alter, Holz und Stein. Es ist heiß, aber nicht unangenehm.

Das Licht, das durch das staubige Fenster fällt, ist frisch und hell. Ich trage meine Armbanduhr, nach der es jetzt sieben Uhr ist. Als bräuchte ich nun noch eine Bestätigung, dass Morgen ist, höre ich von irgendwo da draußen das heisere Krähen eines Hahns.

Ich habe keine Ahnung, wo ich bin oder was ich hier soll. Dann bewege ich mich, und der plötzliche Schmerz am Ende meines Beins versetzt meinem Gedächtnis den entscheidenden Ruck. Ich werfe die Decke beiseite, unter der ich liege. Erleichtert stelle ich fest, dass mein Fuß noch da ist. Er ist in einen weißen Verband gewickelt, aus dem meine Zehenspitzen wie Radieschen hervorgucken. Ich versuche, mit den Zehen zu wackeln. Es tut weh, aber längst nicht mehr so schlimm wie vorher.

Erst dann bemerke ich, dass ich nackt bin. Meine Jeans und mein T-Shirt liegen über der Rückenlehne eines Holzstuhls, der neben meinem Bett steht. Beides ist sorgfältig zusammengelegt und sieht frisch gewaschen aus. Meine Stiefel stehen neben dem Stuhl auf dem Boden, und jemand hat sogar versucht, den beschädigten zu säubern. Aber das Leder ist von den Blutflecken dunkel, und die Risse, die von dem Treteisen stammen, kann man nicht reparieren.

Ich breite die Decke wieder über meinen Körper und versuche, mich zu erinnern. Was war passiert, nachdem ich in die Falle tappte und bevor ich hier aufwachte? Dazu will mir nichts einfallen, aber dafür drängen andere Erinnerungen sich in den Vordergrund. Im Wald bin ich auf das Treteisen getreten. Ich bin per Anhalter gefahren und habe

den Wagen versteckt und bin zu Fuß weitergegangen. Und dann erinnere ich mich auch wieder an das, was mich überhaupt hergeführt hatte.

Lieber Himmel, denke ich und fahre mit der Hand über mein Gesicht, weil ich jetzt alles wieder weiß.

Der Anblick meines Rucksacks, der gegen ein altes schwarzes Schaukelpferd gelehnt ist, lässt mich zusammenzucken. Ich setze mich auf, weil ich wieder weiß, was in dem Rucksack ist. Das war zu schnell; ich schließe die Augen und kämpfe gegen eine Welle der Übelkeit. Der Raum dreht sich um mich. Als der Schwindel nachlässt, höre ich Schritte, die sich von unten nähern. Ein quietschendes Geräusch, und ein Teil des Fußbodens schwingt auf.

Ein Arm schiebt die Falltür hoch, und eine Frau kommt auf den Dachboden. Ich erkenne sie; ich bin ihr schon einmal begegnet. Sie war die Frau mit dem Baby im Bauernhaus. Was die Frage klärt, wo ich bin. Wenn auch nicht, warum. Sie zögert, als sie mich sieht.

«Sie sind wach», sagt sie.

Es dauert einen Moment, ehe ich merke, dass sie mich auf Englisch angesprochen hat. Sie hat einen harten Akzent und klingt zögerlich, doch sie spricht fließend. Ich spüre grobe, unbehauene Steine an meinem Rücken, ehe ich erkenne, dass ich unwillkürlich zurückgewichen bin. Mit einer Hand umklammere ich das verschwitzte Laken. Ich zwingen mich loszulassen. Sie bleibt in einiger Entfernung vor dem Bett stehen, das im Grunde nur eine Matratze auf den Dielenbrettern ist.

«Wie fühlen Sie sich?» Ihre Stimme ist leise und ruhig. Sie trägt ein ärmelloses Oberteil und eine abgewetzte Jeans. An ihr ist nichts Bedrohliches, aber mein Verstand ist schwerfällig wie ein altersschwacher Computer. Mein Hals schmerzt, als ich versuche zu sprechen. Ich schlucke und versuche es erneut.

«Mein Fuß ...»

«Der war übel zugerichtet. Aber keine Sorge, das kommt wieder in Ordnung.»

*Keine Sorge?* Ich schaue mich um. «Wo bin ich?»

Sie antwortet nicht sofort. Hat sie die Frage nicht verstanden, oder muss sie sich die richtige Antwort zurechtlegen? Ich wiederhole die Frage auf Französisch.

«Sie sind auf dem Hof. Wo Sie nach Wasser gefragt haben.» Ihre Stimme ist in ihrer Muttersprache fließender, aber noch immer ist etwas Zögerliches an ihr. Als müsse sie jedes Wort genau abwägen, ehe sie es ausspricht.

«Ist das ... Es sieht wie eine Scheune aus?»

«Im Haus ist leider kein Platz.» Ihre grauen Augen sind ganz ruhig. «Meine Schwester hat Sie im Wald gefunden. Sie hat mich geholt, und wir haben Sie hergebracht.»

Ich erinnere mich vage an das Gesicht eines Mädchens. Nichts von alledem ergibt irgendeinen Sinn. Mein Verstand ist noch immer ganz benommen, weshalb ich nicht genau weiß, was von meinen Erinnerungen wirklich ist und was nur dem Delirium zuzuschreiben.

«Wie lange bin ich schon hier?»

«Wir haben Sie vor drei Tagen gefunden.»

Drei *Tage*? Dunkel kann ich mich an Schmerzen und Schweiß, an kühle Hände und beruhigende Worte erinnern. Aber das können auch Fieberträume gewesen sein. Ich spüre den Schmerz langsam wieder erwachen. Misstrauisch beobachte ich, wie sie ein Papiertaschentuch aus der Tasche holt und daraus eine große, weiße Tablette wickelt.

«Was ist das?»

«Nur ein Antibiotikum. Die haben wir Ihnen verabreicht, während Sie bewusstlos waren. Sie hatten Fieber, und die Wunde hat sich infiziert.»

Ich schaue auf die Wölbung, die mein Fuß unter der dünnen Decke formt. Meine anderen Ängste kommen mir plötzlich bedeutungslos vor.

«Wie schlimm ist es?»

Sie nimmt eine Flasche, die neben dem Bett steht, und gießt Wasser in ein Glas. «Es verheilt. Aber Sie werden eine Weile nicht laufen können.»

Ich weiß nicht, ob sie mich belügt. «Was ist passiert? Da war eine Falle ...»

«Später. Sie müssen sich jetzt ausruhen. Hier.»

Sie hält mir die Tablette und das Glas hin. Ich nehme beides und bin zu durcheinander, um einen klaren Gedanken zu fassen. Aber sie ist so ruhig und reserviert, das empfinde ich als wohltuend. Sie müsste um die dreißig sein, plus/minus ein, zwei Jahre. Sie ist dünn, doch Hüften und Brüste sind üppiger. Die dunklen Haare sind direkt über dem Nacken abgeschnitten. Gelegentlich schiebt sie sie auf einer Seite hinter das Ohr. Eine Geste, die auf mich eher wie eine Angewohnheit wirkt und nicht wie Affektiertheit. Das Einzige, was an ihr wirklich außergewöhnlich ist, sind die Augen, die zwar müde und verschattet sind, aber von einem dunklen, rauchigen Grau.

Ich spüre jetzt ihren Blick auf mir ruhen. Ernst und undurchdringlich beobachtet sie mich, während ich mit etwas Wasser die Tablette schlucke. Aus dem einen Schluck wird schnell das ganze Glas, das ich durstig herunterstürze.

«Mehr?», fragt sie, als ich es absetze. Ich nicke und strecke ihr das Glas hin. «In der Flasche neben dem Bett ist frisches Wasser. Versuchen Sie, so viel wie möglich zu trinken. Und wenn der Schmerz zu schlimm wird, nehmen Sie ruhig zwei hiervon.»

Sie hält ein Tablettenfläschchen hoch. Wie aufs Stichwort beginnt mein Fuß zu pochen. Der Schmerz ist nur ein Schatten seines früheren Selbst, aber es tut trotzdem weh. Ich versuche, mir nichts anmerken zu

lassen, doch etwas an ihren ruhigen grauen Augen lässt mich wissen, dass ich sie nicht täuschen kann.

«Woher wussten Sie, dass ich Engländer bin?»

Sie antwortet ohne Zögern. «Ich habe in Ihren Reisepass geguckt.»

Sofort ist mein Mund staubtrocken. «Sie haben meinen Rucksack durchsucht?»

«Ich wollte nur herausfinden, wer Sie sind.»

Ihr Gesichtsausdruck ist ernst, aber nicht entschuldigend. Ich versuche, nicht zu dem Rucksack zu schauen, aber mein Herz hämmert laut in der Brust.

«Ich muss jetzt gehen», erklärt sie. «Versuchen Sie, sich auszuruhen. Ich bringe Ihnen bald etwas zu essen.»

Ich nicke. Jetzt will ich eigentlich nur noch alleine sein. Ich warte, bis sie verschwunden ist und die Falltür sich hinter ihr senkt. Dann ziehe ich meinen Rucksack zu mir her. Das Schaukelpferd schaukelt leicht vor und zurück. Ich öffne den Rucksack und stecke die Hand hinein. Zuerst nichts außer Klamotten. Dann, als ich schon überzeugt bin, dass das Päckchen verschwunden ist, spüre ich unter den Fingerspitzen das leise knisternde Plastik.

Ich weiß einen Moment lang nicht, ob ich erleichtert oder entsetzt sein soll.

Das Paket scheint unberührt zu sein. Es liegt schwer in meiner Hand. Ich hätte es loswerden sollen, als ich noch die Gelegenheit dazu hatte. Dafür ist es jetzt zu spät. Ich wickle es in ein T-Shirt, schiebe es bis an den Boden des Rucksacks und bedecke es mit meinen restlichen Klamotten. Dann überprüfe ich meinen Reisepass und mein Geld. Beides ist noch da, aber als ich die Hand zurückziehe, berühren meine Finger ein glänzendes Pappquadrat.

Das Foto. Ich will es mir nicht ansehen, aber ich kann nicht anders und ziehe es heraus. Ein Schmerz hat sich unter meinem Brustbein